

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 53 (1949-1950)
Heft: 17

Artikel: Von bäurischem Leben
Autor: Gisi, G.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-669865>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 26.11.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Ein schwacher Trost

Der große Komponist Richard Strauß war bekanntlich ein strenger Kritiker. Seine Kritik war jedoch manchmal viel zu streng und er gab oft diesen Fehler zu.

Eines Tages ließ sich ein von Bekannten empfohlener junger Mann bei ihm anmelden, der dem Meister seine Kompositionen vorzuspielen wünschte. Geduldig ließ Strauß das Spiel über sich ergehen, schließlich meinte er:

„Lieber Freund, ich würde Ihnen raten, das Komponieren aufzugeben. Von Talent kann gar keine Rede sein, es ist schade um die Zeit . . .“

Darüber war der Jüngling sehr deprimiert, und traurig wandte er zur Tür. Der berühmte Komponist besann sich plötzlich eines Besseren und sagte aufmunternd: „Sie brauchen sich darüber nicht zu kränken, junger Mann. Genau dasselbe hat man mir in meiner Jugend gesagt!“

H. B.

Von bäurischem Leben

Seit meinen Knabenjahren fühle ich mich angezogen und bezaubert von ländlichem Leben. Und es birgt ja in der Tat etwas ungeheuer Poetisches in sich, gegen welches alles Stadtleben blaß und kraftlos ist. Zur Verdeutlichung brauche ich nur ein paar Bilder in Erinnerung zu rufen: Äpfel liegen im taufeuchten kurzen Herbstgras. Die Sense rauscht durch die Wiese am Waldrand. Die Kühe treten zur Tränke an den Brunnen. Ein Bauer pflückt einsam Kirschen.

Und aus der Stadt: Eine Dame stelzt über die Tramschienen. Ein Kino entleert sich. Mittagszeit: die Leute kleben an den Tramwagen wie Bienenschwärme.

Meine Liebe zum Land wurde aus drei Quellen gespeisen: am meisten durch Ferienaufenthalte bei meiner Großmutter auf dem Dorf. Sie war zwar keine Bäuerin. Nach dem Tod ihres Mannes zog sie für eine Strickerei schneeweiße Bündel in weiße Unterleibchen, als Heimarbeit, und konnte davon natürlich nicht leben. Sie hielt eine Ziege, ein paar Hühner und Kaninchen. Dazu betreute sie einen schönen Garten, es will mir noch heute scheinen, nirgends seien die Blumen und Gemüse besser gediehen. Ich lernte also in dieser Umgebung das eigentliche Bauernleben nicht kennen, wohl aber bäurische Lebenshaltung, oder das Bauernleben zu angenehmem Bilde verkleinert. Es war schön und ist meine köstlichste Erinnerung.

Sodann hatte ich einen Deutschlehrer, der kam selber nicht aus dem Bauernstand, schwärmte

aber für alles Bäuerliche und riß ganze Klassen begeistert mit. Er war ein Original. Gegen ihn gehalten, erscheinen alle Männer, die ich außer ihm noch begegnet habe, als armselige Dutzendware. Ich streute ihm einst eine Strophe in einen Aufsatz, die ihn sehr erfreute:

Daß Vater Bauer wäre
Und hätte Pferd und Pflug
Und Brot von brauner Mehre
Und Wein im kühlen Krug!

Die zweite Strophe war schlecht und konnte gar nicht anders sein: Denn sie wollte etwas Berwerfliches über städtisches Leben aussagen, aber städtisches Leben kannte ich damals gar nicht, aus dem einfachen Grund, weil ich da gar nicht mitmachte, weil ich immer zu entrinnen verstand, an freien Tagen und Nachmittagen in den nahen Jura, in der Ferienzeit zur Großmutter. Und dann die Mittelschule, in die ich nach der Volksschule übergetreten war, lag Gott sei Dank auf dem Land. Sie war ein ehemaliges Kloster, völlig im Grünen.

Unser Deutschlehrer begeisterte uns für Jeremias Gotthelf, für Alfred Hugenberg, und wir lasen mit ihm auch den einzigartigen „Bauernpsalm“ von Felix Zimmermans. Und eben dies, die Dichtung über das Landleben, ist die dritte Quelle meiner Liebe zum bäuerischen Leben. Ich gestehe gern, daß mir Johanna Spyris „Heidi“, worin das Leben beim Großvater in der Alphütte geschildert wird, einen unauslöschlichen Eindruck gemacht hat. Stifters „Nach-

sommer“, so glaube ich, kann niemand in der Stadt zu Ende lesen: das Buch weist ihn mit holder Gewalt aufs Land. Und mit Freuden nenne ich einen weiteren, neueren Liebling: Hermann Hesses „Stunden im Garten“.

Den „Bauernpsalm“ versteht man als Jüngling nicht vollständig. Das sorgenge tränkte Schicksal des Bauers Knoll nämlich spricht nur richtig zu dem, der selber vom Leben ist gehudelt worden. Dem wird dieses Bauernleben zum Bild des Menschenlebens überhaupt, und nicht Bild allein, sondern Trost dazu: denn Knoll läßt sich nicht unterkriegen.

Nun eben, ich habe den Bauernpsalm, als ich ihn zehn Jahre später wieder las, auch besser verstanden. Denn inzwischen war ich vom Leben ein wenig gehudelt worden. Der reife Leser wird es ja schon gemerkt haben, daß meine jugendlichen Vorstellungen vom Bauernleben viel zu lieblich waren. Nun nicht, daß ich Bauer geworden wäre und es nicht aushielte. Ich bin nur von der Hochschule weggelaufen, um auf dem Dorfe Schullehrer zu sein. Denn wie sollte ich es vier oder fünf Jahre lang, am Ende gar ein ganzes Leben, in der Stadt aushalten? Fünf Jahre lang erteilte ich Unterricht, bald in diesem, bald in jenem Dorf, und ich glaube, ich tat es recht. Mein Traum war, als Dorflehrer seßhaft zu werden, meinen Garten zu pflegen, daneben viel zu lesen und selber Gedichte und kleine Prosastücke zu schreiben. Dadurch stand keine freie Zeit zum Orgelspielen oder Leiten des Turnvereins in Aussicht. Darum fand ich keine feste Stelle. Nun gruppierte ich die Elemente meines Traumes um: als Schullehrer immer Lückenbüßer, immer Stellvertreter, das konnte ich nicht bleiben. Also setzte ich als Hauptberuf: Schriftsteller. Daneben wollte ich meinen Garten pflegen, und bei alledem blieb die Hauptsache beim alten, nämlich das Leben auf dem Lande. Außerlich anspruchslos, ja derb, bäuerlich, innerlich reich, so hatte ich's zu führen im Sinn. Und so hatte ich es auch die fünf Jahre her schon gehalten, daher genügend Geld erspart, um zusammen mit der unverbrauchten Studien summe ein Stück Land zu erwerben; in einem weltverlorenen Winkel lag es, und es stand ein altes, ganz kleines Haus darauf. Aber als

Schriftsteller erging es mir wie meiner Großmutter mit ihrer Heimarbeit: man kann von dem allein nicht leben. Es ist nun so gekommen, daß die Kaninchen und Hühner, daß die Kirshäuser und Maispflanzungen wichtiger geworden sind als die Reime und klug geführten Prosasätze. Eine verheerende Trockenheit, ein unheilvoller Wind machen mir mehr Sorge als ein Gedicht, das nicht gelingen will. Ich lebe zwar zum Teil vom Ertrag meiner Veröffentlichungen, aber zur Hauptsache muß mich mein Grundstück ernähren.

Im Frühling und Sommer gibt es strenge Tage. Wer es nicht am eigenen Leib erfahren hat, was es zu werfen gilt, um dem Boden die Nahrung für nur einen oder zwei Menschen abzugewinnen, der denkt es sich einfacher. Wie leicht hin wird oft das Landleben gerühmt! Aber die Leute denken mehr ans Speckessen als ans Schweinefüttern, mehr ans Brotknuspern als ans Garbenbinden, mehr ans Milchschlürfen als ans Mähen morgens um vier Uhr.

Die strenge Arbeit verdrießt mich selten. Vor allem bin ich keinem menschlichen Meister untertan. Ich fühle mich frei. Und in mühsamen Stunden geht mir immer ein Trostgedanke durch den Kopf, es gibt deren viele für ein philosophisches Gemüt. Ist es nicht unvergleichlich würziger, sich geradewegs selber zu ernähren als auf dem Umweg über Büro- und Fabrikarbeit, über Geld und Einkaufsladen? Allein, auch dieser Fehler ist häufig, daß Dorfleute oder poetische Schwärmer des Bauerntums die Stadt als sinnlos bezeichnen, die Fabriken als überflüssig und die Technik als verwerflich. Das ist unüberlegtes Geschwätz. (Obendrein verrät es, daß in den Vorstellungen dieser Leute weder eine Gemäldeausstellung, weder eine Buchauslage noch ein Konzert existiert, einigen Menschen unbedingtes edles Bedürfnis, das sie in der Stadt stillen können.) Kein Bauer kommt aus ohne chemische Mittel, ohne Maschinen, ohne Elektrizität. Das alles ist nötig und gut. Nur ist es schon so, daß zu wenig Menschen als Bauern tätig sind. In Notzeit behebt man den Mangel durch die Arbeitsdienstpflicht in der Landwirtschaft. Es ist doch so einfach: Wenn wir Menschen leben wollen, ist Pflanzen das dringend Erste. Aber, ich

will es betonen, es ist ein verflucht strenges Unternehmen. Der Bauer kann nicht von klugen Machenschaften leben: er muß für sein Dasein gerade, direkt, ehrlich, mühsam arbeiten. Die meisten Menschen verstehen sich bequemer zu machen. Und so wird denn der Arbeitsdienstzwang für die Landwirtschaft noch weiter bestehen müssen; hingegen eine Arbeitsdienstpflicht für die Industrie kann ich mir nicht vorstellen. Es sei denn, die Menschen möchten einander wieder totschießen und müßten sehr viel Munition fabrizieren. Denn sie sind ein wunderliches Geschlecht, wie kürzlich ein Bauernbub aus dem Goms feststellte. Sie leben weit entfernt von vernünftiger Einfachheit, sie machen sich gerne

kompliziert mit unnützem Zeug, eben weil sie nie handfeste Arbeit leisten.

Der Bauernbub hatte in den Bergen einem reichen Stadtsohn das Leben gerettet. Zum Dank wurde er in dessen Familie zu einem Ferienaufenthalt eingeladen. Da er sehr aufgeweckt war, stellte er vielerlei Fragen, zum Beispiel warum man den schönen Stubenboden unter Teppichen verberge. Dies sei nötig, sagte man, zur Schonung des teuren und schönen Bodens. „Nun“, soll der Bauernbub gesagt haben, „was habt ihr dann schon von dem schönen und teuren Boden, wenn er unter noch teureren Teppichen versteckt liegt?“

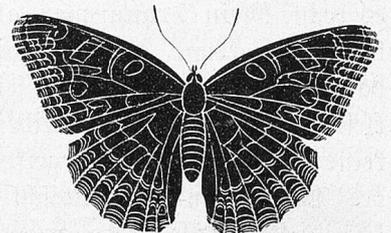
G. Gisi

Chindli

O Chindli, o Chind,
bisch nid eso gartet,
wie anderi sind,
so wild wie der Wind!
Dis Augepaar wartet,
stoh vor ami zue,
macht bitti und bätti
und luegt ami ue:
Hesch Zit für mi, Aetti,
hesch immer no ztue?

Und wenn d' gosch go schlofe,
und d'Nacht uf der lit,
denn tuets mi halt strofe,
erscht rächt tüends mi ploge
di trurige Froge:
Hesch für mi ke Zit?

G. Walter Lüthy



Redaktion: Dr. Ernst Eschmann, Freiestr. 101, Zürich 7. (Beiträge nur an diese Adresse!) Unverlangt eingesandten Beiträgen muss das Rückporto beigelegt werden. Druck und Verlag Müller, Werder & Co. AG., Wolfbachstr. 19, Zürich.